

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 54 (1975)
Heft: 10

Artikel: Zur Zukunft der sozialdemokratischen Tagespresse
Autor: Bretscher, Georges
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-339049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Zukunft der sozialdemokratischen Tagespresse

Antwort an Dr. Fritz Pesch

Zu Fritz Peschs Artikel über das zukünftige Aussehen einer Zürcher SP-Presse bemerkt Richard Lienhard, er würde «Leichenschändung» bedeuten, wenn dahinter nicht die Forderung nach einer Wiedergeburt eines sozialdemokratischen Organs stände. Ich persönlich habe den blumigen Aufsatz zwar nicht gerade als «Leichenschändung» empfunden, aber immerhin als eine recht üble und unfundierte Attacke gegen die verstorbene «Zürcher AZ». Harte Kritik ist immer akzeptabel, wenn sie von einer realistischen Einschätzung des Bestehenden ausgeht, in brauchbare Änderungsvorschläge ausmündet und nicht mit einem derart beleidigenden Vokabular gespickt ist: Die «AZ» betrieb «krakehliges Schnauzen-revoluzzertum», «persönliche Anödereien», «Schwanzpolitik», war «unseriös», huldigte einem «Sektierertum», die Redaktion war «kläglich schlau», die Leserschaft wurde «angewidert» und ist «ohnein spiessig».

Zusammen mit einer Gruppe interessierter Studenten konnte ich kürzlich am Publizistischen Seminar der Universität Zürich eine Untersuchung über die ehemaligen Abonnenten beenden. Die Befragung ist repräsentativ, gibt also die Ansichten und Meinungen der *gesamten* Abonnentenschaft präzise wieder. Aufgrund dieser Studie,¹ meinen Erfahrungen als Sektions-Werbeleiter und Mitglied der Zürcher SP-«Pressekommission» (Wochenzeitung) glaube ich mir ein einigermaßen wirklichkeitsgerechtes Bild über die Pressekrise der Sozialdemokratie machen zu können. Nur einige wenige Fakten möchte ich Fritz Pesch entgegenhalten, um auf die Fragwürdigkeit, Nichtbelegbarkeit und Unrichtigkeit seiner Behauptungen hinzuweisen.

Die SP-Zeitung: Werbeinstrument oder Lehrbuch?

Nach Fritz Pesch gibt es nur ein Entweder-Oder für die sozialdemokratische Tageszeitung: Die Werbung neuer Anhänger oder die Schulung schon gewonnener Anhänger. Dazu ist zu sagen: Eine Partei kann niemals allein mit ihrer Zeitung Anhänger werben, hierzu sind gewichtigere Mittel nötig. Hingegen schliessen sich die beiden Alternativen überhaupt nicht aus. Das hat uns gerade die so geschmähte «Zürcher AZ» gezeigt. Immerhin 30 Prozent der Abonnenten bezogen das Blatt nämlich seit weniger als vier Jahren. Und nur die Hälfte der Abonnenten waren

¹ «Leser ohne Zeitung». Ergebnisse einer Umfrage unter ehemaligen Abonnenten der «Zürcher AZ». 134 Seiten, Zürich 1975. Zu beziehen zum Preis von Fr. 7.— bei: Publizistisches Seminar der Universität Zürich, Postfach 201, 8035 Zürich.

Parteimitglieder. Einen gewissen Werbeeffekt wird man der Zeitung also nicht absprechen können, worauf ja auch der verhältnismässig enorme Abonnentenzulauf «in letzter Minute» hinweist. Ebensowenig kann man der «AZ» eine Schulungsfunktion absprechen. Wenn 65 Prozent der Abonnenten sagen, «eine Zeitung, wie sie die ‚AZ‘ war, wäre dringend nötig», 34 Prozent «beim besten Willen» niemandem einen Rat geben könnten, was er anstelle der «AZ» lesen solle, und weitere 50 Prozent einen allfälligen Rat «bloss als Notlösung» betrachten, dann müssen diese Leute doch irgendwelche spezifische Informationen in der «AZ» gefunden haben. Informationen, mit denen sie im Alltag etwas anzufangen wussten. Zugegeben: Die weitere Analyse der Umfragedaten ergibt, dass diese klare politische Funktion des Blattes im Extremfall nur für etwa die Hälfte der Abonnenten zutraf. Für die andere Hälfte war die «AZ» sozusagen eine beliebig austauschbare Tageszeitung. Diese Leser stellten an das Blatt keine weiteren Ansprüche auf redaktionelle Leistungen, die nicht jedes andere Blatt auch erfüllen müsste. Dennoch bleibt festzuhalten, dass gerade 35 Prozent der ehemaligen Abonnenten nach dem Tod der «AZ» ein anderes Blatt abonnierten, das man im näheren oder entfernteren Sinn irgendwie als «AZ-Ersatz» kennzeichnen könnte.

Auf jeden Fall müssen wir feststellen, dass die «AZ» sowohl eine Werbe- als auch eine Schulungsfunktion erfüllt hat. Und zwar nicht in dem schulmeisterlichen und antiquierten Sinn, wie das einigen Leuten als Ideal vorschwebt.

Die Fiktion von der unfähigen Redaktion

Dass Fritz Pesch mit Akribie über zahlreiche angebliche Fehlleistungen der letzten Redaktion herzieht, ist bedauerlich. Er unterscheidet sich damit in keiner Weise von all den bürgerlichen Kritikern, welche der Redaktion unisono ein sträfliches «Vorbeischreiben» an der Leserschaft attestiert haben. Ihre Schlussfolgerung stammte aus ähnlichen Quellen wie die von Fritz Pesch: aus subjektivem Empfinden heraus und aufgrund der Meinungen im engeren Bekanntenkreis. Der «Satus» ist doch nicht die SP, lieber Genosse Pesch!

Keiner dieser Kritiker konnte sich jedenfalls bis anhin auf repräsentative Aussagen der Leserschaft stützen. Wir haben aber festgestellt, dass sich der Leser mit der Redaktion in ausserordentlich hohem Mass verbunden und solidarisch fühlte. Obwohl ich es allmählich bemühend finde, wie man auf der Sündenbocksuche stracks auf die Redaktionsstube losrennt, bleibt doch festzuhalten: Nur 35 Prozent der Abonnenten gaben irgendwelche redaktionelle Belange als (Mit-)Grund für das «AZ»-Debakel an. 42 Prozent nannten ökonomische Sachzwänge, 22 Prozent schoben Funktionären von Partei, Gewerkschaften und Verlag den Schwarzen Peter zu, 27 Prozent erkannten parteiinterne Gründe und

25 Prozent kritisierten sich selber, indem sie das Versagen der Basis beklagten.

Ich persönlich habe mich des öfteren über redaktionelle Entscheide geärgert und mangelhaft recherchierte Berichte festgestellt, aber auch die erschwerten Arbeitsbedingungen der Zeitungsmacher berücksichtigt. Die Redaktoren sassen mit ihrem Idealismus und mit minimsten Mitteln ausgestattet doch wirklich zwischen allen Mühlsteinen! Sollte es jemals eine Parteizeitung geben, bei der sich die Ansichten von Lesern und Redaktoren vollumfänglich und immer decken, ist sie überflüssig. Dann stellt sie nämlich kein Forum mehr dar, die Partei ist erstarrt. Auch bei «seriösen» Blättern (so Pesch) wie der freisinnigen «NZZ» oder dem «unabhängigen» «Tages-Anzeiger» wird die Leserschaft abweichende Meinungen haben. Ausser man spricht dem Leser jegliches Denkvermögen ab und betrachtet die Arbeitnehmerschaft pauschal als «geistige Fussgänger» (Pesch).

Die sozialdemokratische Pressekrise ist die Krise der Partei

Die «AZ» verharnte nach Fritz Pesch in tiefem «politischem Sektierertum», weil sie «Nebenprobleme hysterisch aufbauschte, welche nur Randfiguren interessieren, die Gesamtinteressen der Arbeiterschaft aber nicht weiterbringen». Oder: «Eine sozialdemokratische Schulungs-Tageszeitung sollte vielmehr öfter der Arbeitnehmerschaft ihre eigene Schuld vor die Nase halten, nämlich ihre Denkfaulheit beim Entscheid, ob und wie zu stimmen sei.» Mit der isolierten Betrachtung redaktioneller Fragen und dem Aufstellen derartiger Patentrezepte kommt man nirgends hin. Hingegen stellt sich die Frage nach dem politischen Kern des sozialdemokratischen Presseproblems. Eines muss man nämlich ganz klar sehen: Die sozialdemokratische Presse kann *niemals* losgelöst von der Parteistruktur, sozialistischer Politik und der Gesellschaft, in der sie betrieben wird, angegangen werden. Die Presse kann nur widerspiegeln, was innerhalb dieses Gefüges passiert und vorhanden ist. Fritz Pesch sieht ganz richtig – wenn auch mit völlig anderer Akzentsetzung –, dass sich Arbeitnehmerschaft und Sozialdemokratie längst nicht mehr decken und dass verhältnismässig wenige Mitglieder wirklich aktiv sind.

Was er wohl bereits nicht mehr sieht, ist die Tatsache, dass von den wenigen Aktiven auch nur wieder ein Bruchteil in einer Weise tätig ist, die über blosses Bewahren und Verwalten hinausgeht. Ich meine, die SP als Gesamtpartei steckt heute in einer tiefen Identitätskrise. Dreissig Jahre Kampf um materielle Besserstellung in einem nicht ungünstigen Klima haben die Bewegung gelähmt. Pesch: «Damals ging es um etwas Rechtes: um den Lohn.» Wenn heute einige «Randfiguren» der Ansicht für ein menschenwürdiges Dasein seien mehr als materielle Güter notwendig, diskreditiert man sie als «Sektierer». Die Mehrheit der SP-Anhängerschaft hat sich dermassen wohlig auf dem Erreichten

(sprich: Materiellen) eingerichtet, dass sie wirklich keine grossen Unterschiede mehr zwischen politischen Grundtendenzen erkennen kann und bestenfalls noch einem gewissen sozialistischen Traditionalismus huldigt. Wie die Basis so die Parteigremien: Kreativität und Risikobereitschaft sind kleingeschrieben, Mittelmass ist Trumpf. Entsprechend auch die Politik. Es ist heute für einige bürgerliche Gruppierungen keine Kunst mehr, die SP links zu überholen. Wen wundert es da noch, dass eine eigene Presse, die Denkansprüche stellt, zum Widerspruch reizt, finanzielle Opfer erfordert, auf kein besonders breites Interesse stösst?

In der Offensive liegt die Zukunft

Aus der erwähnten Leserumfrage mussten wir die pressepolitische Schlussfolgerung ziehen, dass es weniger die «AZ»-Redaktion war, die an den Lesern vorbeischieb, als viel eher die Leser an der Zeitung gewissermassen «vorbeigelesen» haben. Aus dem Grund, weil Partei und Gewerkschaften nicht mehr in der Lage sind, einer Linkspresse aufgrund geradliniger Politik und Bildungsarbeit im weitesten Sinn den Boden zu ebnen. Dadurch sehen sich natürlich Redaktoren genötigt, wenn sie kein Allerweltsblatt herstellen wollen, diese Aufgaben selbst an die Hand zu nehmen. Die logische Folge eines solchen Verhaltens ohne nennenswerte Rückendeckung: Man exponiert sich als «Randfigur» und ist geradezu prädestiniert, zum Sündenbock gestempelt zu werden.

Bei allen Unzulänglichkeiten, die das ehemalige «AZ»-Konzept aufwies, scheinen mir doch jüngste Beispiele zu zeigen, dass es im Prinzip zukunftsweisend ist: Eine aktuelle, angriffige und eigenständige «Ostschweizer AZ» baut ihre Stellung aus, eine konservative, langweilige, mit einem bürgerlichen Blatt liierte «Winterthurer AZ» serbelt dahin. Ihr Redaktor in der Ausgabe vom 19. September 1975: «Experimente jeder Art, etwa in der Verleihung einer progressiven Linie oder im Propagieren eines wenig fruchtbaren Klassenkampfes, sind fehl am Platz. Sie entsprechen gar nicht der Auffassung der Basis, wie einige sogenannte Linksinтеллектуelle zu glauben meinen... Jedes Abweichen führt zur Aufsplitterung, zur Schwächung und muss klar und deutlich als Totengräberei bezeichnet werden...»

Wirklich, eine sozialdemokratische Zeitung ist nicht in erster Linie ein pressetechnisches Problem, sondern ein Ausdruck des politischen Profils, des politischen Mutes und dem tätigen Willen zu politischer Veränderung. Ohne diese Voraussetzungen muss jedes Blatt scheitern.